Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 17 — Marburg i. H., den 27. April — **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Ich glaube an den Krieg — Nochmals: Staatsegoismus und Privatmoral — Der religiöse Mensch vor der sozialen Tat. Vortrag eines verwundet Entlassenen. Erste Hälfte — Kriegsarbeit eines deutschen Pfarrers in England — Von den Grausamkeiten des Krieges — Verschiedenes: D. Alfred Seeberg (Reinhold Seeberg); Charakter- und Zeitbilder aus Vergangenheit und Gegenwart (Gros); Untersuchung über die Arbeitsverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft (Dyhrenfurt); Pflicht und Recht der Inneren Mission (Bezzel); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Ich glaube an den Krieg

Durch den Glauben segnete Isaak den Jakob und den Esau für die Zukunft. Hebr. 11, 20

„Ich glaube an den Krieg" sagte ein ernster Pfarrer. Mir war diese Formel fremd, und ein wenig war sie auch als Gegenrede gegen mich gemeint. Aber sie haftete fest in mir, sie wurde eines der „unvergeßbaren Worte", die man als wirkliche Bereicherung mit ins weitere Leben nimmt. Und ich brauchte gar nicht umlernend mich damit zu befreunden, sondern ich fand darin die innere Stellung wieder, die ich zu diesem Kriege längst gefunden habe. Ja ich meine, ein Christ, der zugleich mit voller Lebendigkeit in seiner Volksgemeinschaft drinsteht, kann gar nicht anders denken.

So, wie es jener Pfarrer meinte, hat es mit dem grundsätzlichen Streit über die Kriegs- und Friedensfrage gar nichts zu tun. Es handelt sich um diesen Krieg. Und um den schlichten, einfachen Glauben, daß er uns zum Besten dienen muß. Ich glaube an Gott, und darum glaube ich an den Krieg, den Gott uns geschickt hat.

Niemand wird in das Wort einstimmen können, der nicht selbst im Laufe der langen Kriegszeit inneren Gewinn von dem Kriege gehabt hat. Denn ein Bekenntnis des Glaubens kann man nicht ablegen, wenn man nicht selber mit seiner innersten Erfahrung daran beteiligt ist. Aber sollte denn wirklich Jemand unter uns sein, der nicht durch diesen Krieg ernster, besser, frömmer geworden wäre? Keine falsche Demut soll uns davon abhalten, das zu erkennen und mit Danksagung zu empfangen. Wenn wir nun so zu uns selber stehen, warum nicht auch so zu unserm Volk und zu der ganzen vom Kriege mit ergriffenen Menschenwelt?

Aber sieht da nicht eben das suchende Auge, was ihm nicht gefällt? All den Niedergang und das Versagen hier und dort? Statt Wiedergeburt und Erneuerung überall?

Genau hier setzt das Glauben ein. Wir brauchten an den Krieg nicht zu glauben, wenn wir von ihm nur lauter gute Früchte zu sehen und mit Händen zu greifen bekämen. Der Krieg ist eine Erschütterung unsers ganzen Menschen. Er ist eine Welterschütterung. Er ist an sich weder gut noch böse. Er wird es durch die Art, wie die Menschen ihn führen und erleben. Dem einen ein Segen, dem andern ein Fluch.

Ich empfinde durchaus, daß unser Gott unser deutsches Volk durch diesen Krieg gesegnet hat. Ich empfinde es am meisten, wo ich erfahren darf, wie das Schwere des Krieges getragen und tapfer überwunden wird. Und ich folgere daraus im Glauben weiter, daß uns derselbe Gott, der uns diesen Krieg schickte und die Kraft ihn durchzuhalten, auch die Kraft schenken wird, nach dem Frieden „in einem neuen Leben zu wandeln". Wollen, sollen das die feindlichen Völker nicht auch? Ja warum nicht? Mein Glaube an den Krieg wehrt ihnen das nicht, im Gegenteil, er wird erst völlig von Gott gerechtfertigt, wenn auch die andern Völker durch diesen Krieg eine Umkehrung zum Guten erfahren. Wenn ich die frommen Briefe des jungen französischen Kriegsfreiwilligen Alfred Eugène Casalis lese und seine Hoffnung auf das neue Frankreich in mich aufnehme, das nach der siegreichen Beendigung dieses Krieges kommen wird —: er glaubte an den Krieg und gab sich „durch den Glauben" in den Tod. Ganz wie unsre jungen Knaben, die mit gleichem Sinn hinausgezogen und für ihr deutsches Vaterland gestorben sind.

So an den Krieg glauben, das ist christlich und das ist deutsch. Es gibt Geduld zum Durchhalten,

> und ob es währt bis an die Nacht
> und wieder an den Morgen.

Es macht, daß einem kein Opfer zu viel wird. Es stärkt vor allem die Kräfte des Leibes und der Seele für die unermeßlichen Aufgaben, die nach dem Kriege und dank dem Kriege unser warten. R

Nochmals: Staatsegoismus und Privatmoral

Vgl. 1915 Nr. 27, 1916 Nr. 10

1

In seinem Aufsatz „Heiliger Egoismus und christliche Ethik" verwirft Koppelmann die von mir vertretene Auffassung, daß die Vertragstreue der Staaten ihre Grenzen in einem „heiligen Egoismus" habe, daß also ein Staat sich nicht selbst um einer eingegangenen Verpflichtung willen aufopfern dürfe, als eine „durchaus unhaltbare" Lösung des Problems. Ihr liege die falsche und leider so weit verbreitete Theorie zu grunde, daß die Privatmoral keine Anwendung finde auf die Politik; und diese Theorie beruhe letztlich auf der „relativistischen Erfolgsethik", die ihre am besten begründete Form im englischen Sozialeudämonismus gefunden habe. Darnach trete in praxi an die Stelle des Menschheitswohles das Wohl des eigenen Volkes. Aus solchem „heiligen Egoismus" sei der Fürstenmord von Serajewo, sei die Verlogenheit der feindlichen Presse, schließlich das ganze Greuelwesen des jetzigen Krieges zu erklären. Und bei diesem Prinzip werde es in Zukunft überhaupt keinen ehrlichen Frieden, keine Sicherheit unter den Völkern mehr geben.

Man greift sich an den Kopf und fragt sich: wie kann man nur so schreckliche Grundsätze vertreten? Oder auch nur Grundsätze, in deren Linie solche Folgerungen liegen? Denn Koppelmann billigt mir wenigstens zu, daß ich „in gemäßigter Form" nur „einlenke" in die Bahnen der von ihm gezeichneten ethischen Grundanschauung. Demgegenüber darf ich mich auf meine wirkliche Meinung berufen.

Ich habe ausgeführt, daß Verträge bei Einzelnen wie bei Völkern und Staaten nicht nur den Egoismus, sondern auch Treu und Glauben voraussetzen. Das ist doch nichts Anderes als Anwendung der Privatmoral auf das Verhältnis der Staaten zu einander. Ferner habe ich zugestanden, daß Verträge nicht ohne Verzichtleistung zu denken sind, ich „binde mich zu Gunsten des Andern, binde mich sogar für den Fall, daß mir kein Vorteil mehr aus dem Vertrage erwächst, ja, daß

ich womöglich Schaden davon habe." Ich bin also nicht einmal der Meinung, „daß Verträge und Bündnisse nur so lange verpflichten, als sie mit den Interessen des eigenen Landes nicht in Widerspruch geraten" oder als sie „ihm vorteilhaft erscheinen". Ich habe nur eine Grenze aufgestellt, über die hinaus nach meiner Ueberzeugung kein Vertrag zwischen Staaten mehr binden kann, nämlich die Existenz des Staates selbst. Nun weiß ich wohl, daß diese Existenzfrage gar nicht immer so einfach liegt, daß sie einen weiten Spielraum haben kann und in praxi immer eine technische Streitfrage der Staatsmänner sein wird, die im einzelnen Fall zu entscheiden haben. Aber Regeln, die die Privat- oder Staatsmoral betreffen, können nun einmal nur allgemein gehalten sein. Darnach wird Koppelmann mir, scheint es, doch zugestehen können, daß wir wenigstens ein gut Stück des Weges zusammengehen.

2

Er wird es vermutlich doch nicht tun. Er wird von vornherein den Weg nicht gemeinsam mit mir gehen wollen, wenn ich ihn nicht bis zum Ende mit ihm gehe. Denn es ist gerade die „relativistische Erfolgsethik", die der Kantianer grundsätzlich verwirft, in der er „die Gefahr völliger moralischer Gehirnerweichung" erblickt. Man könnte dann ja auch etwas früher als ich Halt machen, etwa da, wo der Weg abführt zum Fürstenmord von Serajewo, und diesen als ein berechtigtes Mittel des politischen Egoismus rechtfertigen. Solchen Relativitäten muß ein für alle Mal der Riegel vorgeschoben werden, und darum vertritt Koppelmann den „Geist des kategorischen Imperativs", das „Prinzip der unbedingten[1]) Achtung freiwillig übernommener Verpflichtungen, welches der absolutistischen[1]) Ethik eigen ist." Denn „Verträge und Bündnisse abschließen unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß jeder der hohen Vertragschließenden, sobald es ihm vorteilhaft erscheine, sie brechen werde" — ich hatte die stillschweigende Voraussetzung für Staatsverträge auch hier nur in die Nichtbedrohung der Existenz selber gesetzt — würde alle Verträge überhaupt illusorisch machen.

Nun aber gibt es merkwürdiger Weise doch auch vom Standpunkt dieser „absolutistischen" Ethik die Möglichkeit, einen Vertragsbruch zu dulden, dann nämlich, wenn der Staat in „große unvorhergesehene Notlage" gerät. Auch dann ist der Vertragsbruch zwar „nicht schön", aber doch „allenfalls verzeihlich". Eine Duldung, aber eine etwas verklausulierte, etwas eingeschränkte Duldung, denn der Staatsmann soll sich eben nicht „für Zeiten und Verhältnisse" binden, von denen er „noch gar keine Vorstellung hat". Eigentlich dürfte es also so etwas wie „unvorhergesehene" Notlagen, die einen Vertrag gefährden können, gar nicht geben. Denn „meistens" beruhen sie darauf, daß man sich „in einer der sittlichen Besonnenheit widersprechenden Weise" für zu lange Zeit, wohl gar für „ewig" gebunden hat, also auf der sittlichen Schuld der Vertragschließenden. „Meistens" — bleiben nun eigentlich noch einige wenige Notfälle übrig, in denen der Vertragsbrüchige von der Schuld völlig freigesprochen werden kann? Wie mir scheint, nicht, denn Koppelmann fordert ja, daß die möglichen Folgen immer genau überlegt werden sollen und daß man sich überhaupt nicht binden solle, wenn man die Zukunftsmöglichkeiten nicht übersehen könne. Da bleibt doch wohl nur ein Entweder-Oder: entweder nur bei genauester Vorausberechnung Verträge schließen oder überhaupt keine schließen, weil man die Zukunftsmöglichkeiten eben nie so genau vorausberechnen kann. Oder bleibt hier doch noch ein Ausweg offen? Vielleicht wird Koppelmann zugeben, daß auch der klügste Staatmann die Zukunft nicht zu durchschauen vermag. Dann aber wird er sich wohl mit der Forderung begnügen, daß der Staatsmann so genau und gewissenhaft wie möglich alle Folgen berechnen muß und daraufhin erst dann einen Vertrag abschließen darf, wenn er hoffen kann, niemals durch „unvorhergesehene Notlagen" zu einem Vertragsbruch genötigt zu werden. Dann wären die wenigen entschuldbaren Fälle diejenigen, in denen Verträge zwar nach bestem Wissen und Gewissen abgeschlossen wären, dennoch aber in schwerer Notlage gebrochen würden, weil man diese einfach nicht voraussehen konnte. Schließt Koppelmann so, dann sind wir einig. Denn auch ich bin der Meinung, daß Verträge nur geschlossen werden dürfen „auf Treu und Glauben", d. h. mit der Absicht sie zu halten. Und ich glaube auch, daß jeder einigermaßen gewissenhafte Staatsmann sich alle Folgen eines Vertrages so gründlich überlegt, wie er nur kann, daß freilich kein einziger die Zukunft völlig zu durchschauen vermag. Dann bleibt aber jeder Vertrag mangels menschlichen Vorauswissens mit der Gefahr belastet, daß schwere Notlagen eintreten können, die zum Bruch des Vertrages führen können. Und es folgt der Satz, daß Verträge mit der „stillschweigenden Voraussetzung" abgeschlossen werden, daß sie gebrochen werden, wenn „große unvorhergesehene Notlagen" dazu zwingen — ich hatte nur etwas bestimmter gesagt: wenn die Erhaltung der Existenz selbst in Frage steht.

1) Von mir gesperrt.

3

Wo bleibt dann aber der „kategorische" Imperativ, die unbedingte Achtung freiwillig übernommener Verpflichtungen? Sollte Koppelmann hier wirklich auch einbiegen in die verwerflichen Bahnen „relativistischer Erfolgsethik"? Er wird sich dagegen wehren. Er findet ja den Vertragsbruch unter solchen Umständen nicht etwa berechtigt, oder gar notwendig, weil folgend aus dem „obersten Gesetz" der Selbsterhaltung des Staates, das ich betont hatte, er findet ihn nur „allenfalls verzeihlich", wenn auch nicht „schön". Sagen wirs also mit dürren Worten: auch solch ein Vertragsbruch bleibt Schuld, nur eine solche, die man „allenfalls" verzeihen kann; er bleibt unschön — natürlich im ethischen Sinne unschön —, also unsittlich. Nur mildernde Umstände werden dem Verbrecher zugebilligt.

Nehmen wir ein praktisches Beispiel aus der Geschichte: Yorks Neutralitätsvertrag von Tauroggen. Ein doppelter Vertragsbruch, seinem Könige und dem Verbündeten gegenüber. Also eine doppelte sittliche Schuld, um so schwerer, als hier nicht einmal eine „schwere unvorhergesehene Notlage" eintrat, sondern eher ein Glücksfall, die Möglichkeit, dem unterdrückten Staat wieder seine volle, wahre Existenz, seine Freiheit zu schaffen. Und Friedrich Wilhelms des Dritten Vertragsbruch selber, der zum Freiheitskriege führte? Nicht „schön, doch allenfalls verzeihlich". Man wird vielleicht sagen, der Vertrag war ihm im Jahre 1811 von Napoleon aufgenötigt, und nur „freiwillig übernommene Verpflichtungen" binden unbedingt. Aber ganz abgesehen davon, daß Patrioten wie Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz damals nicht dieser Meinung waren — was den König nötigte, waren doch nicht etwa persönliche Drohungen, nicht persönlicher oder gar körperlicher Zwang, es war im letzten Grunde doch wohl das, was jeden Staatsmann zu Verträgen und Bündnissen führt, der Gedanke an das Wohl des Staates. Unter den damaligen Umständen schien ihm das Bündnis mit Napoleon um seines Staates willen notwendig, schien es ihm den Bestand seines Staates am besten zu verbürgen. Dabei mußte er freilich auch die Möglichkeit eines russischen Sieges in Erwägung ziehen. Es war also auch für ihn keine „große unvorhergesehene Notlage" im Spiel, als er das Bündnis brach. Also Schuld, verzeihliche vielleicht, aber doch Schuld vom Standpunkt des kategorischen Imperativs, der „absolutistischen" Privatmoral aus. Wollen wir dann nicht lieber solche relativistischen Ausdrücke wie „nicht schön" und „allenfalls verzeihlich" vermeiden? Vor dem Richterstuhl des Sittengesetzes gibt es nur ein Schuldig oder Unschuldig, kein Zwischending. Ob die Schuld vergeben werden kann, ist eine zweite Frage, eine Frage der Nachsicht, der Gnade; es bleibt eben doch immer ein Schuldiger, der begnadigt, dem vergeben wird.

4

Aber freilich jene schwankenden Ausdrücke sind gewiß nicht ohne Absicht gewählt. Sie halten eben doch ein Türchen offen, durch das es einen Ausweg aus dem allzu engen Reich des Unbedingten gibt, mit dem man in politischen Dingen nicht allzuviel anfangen kann. Und ich kann mich dem Eindruck nicht entziehen, daß Koppelmann selbst doch dem, was er vom Standpunkt des kategorischen Imperativs aus Relativismus nennt, nicht entgangen ist. Wie ihm denn auch Keiner entgehen

kann, der wirklich in die politische Ethik einzudringen sucht. Und damit kommen wir zu dem Grundsätzlichen, das über das Verhältnis von Staats- und Privatmoral noch gesagt werden muß, wenn es auch schon zum Teil in meinem früheren Aufsatz gesagt wurde.

Hier kann ich nun Koppelmann den Vorwurf nicht ersparen, daß er das Problem, dessen grundsätzliche Lösung, wie ich sie wenigstens versucht habe, ihm als durchaus unhaltbar erscheint, seinerseits überhaupt nicht fest angepackt hat. Das Problem selber hat er ja erkannt: es ist die Frage, ob und in welchem Maß „die Moral des Privatlebens auf das öffentliche Leben, insbesondere auf die auswärtige Politik“ Anwendung finde, sagen wir es kurz, ob Privat- und Staatsmoral übereinstimmen oder nicht. Nun können aber Aussagen über die Geltung moralischer Gesetze offenbar immer nur im Hinblick auf den letzten sittlichen Zweck getan werden, man kann also auch von moralischen Gesetzen für den Staat nicht reden, ohne einen höchsten sittlichen Zweck des Staates vor Augen zu haben. Diese Frage des Staatszwecks erwähnt Koppelmann nur in einer Anmerkung:

> Was der „gottgeordnete“ Zweck des Staates ist, müßte, nebenbei bemerkt,[1]) auch noch erst einwandfreier festgestellt werden.

Warum hat er das denn nicht selbst getan? Wenn solche Feststellung doch erst das Grundgesetz ergeben könnte, das für den Staat gilt, so gut wie für die Einzelpersönlichkeit als sittliches Grundgesetz etwa der kategorische Imperativ oder in der christlichen Ethik die Nächstenliebe gilt? Statt dessen hat er die Geltung des kategorischen Imperativs für die Staatsmoral einfach behauptet, ohne sie aus dem Zweck des Staates, wie es nötig gewesen wäre, abzuleiten. Er beruft sich freilich auf die Ethik als die Wissenschaft von den Grundbedingungen des menschlichen Gemeinschaftslebens. Als solche müsse sie ohne Zweifel den nationalen Egoismus als Richtschnur für die Beobachtung oder Nichtbeobachtung staatlicher Verträge verdammen, „als unmoralisch, unethisch, widersittlich brandmarken“. Auch nur eine Behauptung, ohne den Schatten eines Beweises. Welches sind denn „die Grundbedingungen des Gemeinschaftslebens“, sind es für die Staaten etwa dieselben wie für die Einzelnen? Offenbar nimmt Koppelmann das an. Das scheint mir aber nichts Anderes als eine petitio principii zu sein.

Denn eben darauf kommt es an, ob das Verhältnis von Staaten und Völkern zu einander dasselbe ist wie das von Person zu Person. Ich wiederhole, was ich in meinem Aufsatz ausgeführt habe: der Staat ist keine Person wie der Einzelne. Staatsmänner und Fürsten schließen nicht für ihre Person, sondern anstelle der Gesamtheit, als ihre Vertreter oder Beauftragte, Verträge; sie können vom Schauplatz abtreten, die Gesamtheit bleibt. Ist diese kollektive Größe dasselbe wie die Einheit einer Person? Ernst Troeltsch, der das Thema „Privatmoral und Staatsmoral“ gerade zu gelegener Zeit für unsere Streitfrage im Februarheft der „Neuen Rundschau“ in tiefgreifender Weise abgehandelt hat, sieht auch gerade in diesem Punkt einen der Unterschiede zwischen dem Handeln der Einzelpersonen und der Staaten. Dort sind es übersehbare Einzelwirkungen, die einem einzigen verantwortlichen Subjekt angerechnet werden können. Kollektiveinheiten aber wie die Staaten sind eben nicht in einem persönlichen Kern faßbar, eine volle moralische Zurechnung wie zwischen Einzelpersonen ist bei der Geteiltheit der Verantwortung nicht möglich. In der Tat, wer hat denn bei einer Verfassung wie der englischen die Verantwortung? Das Parlament, die Minister, das Volk? Darum will zwar auch Troeltsch die Privatmoral nicht völlig ausschließen aus dem Staatsleben, aber eine klare, feste Formulierung der Staatspflichten ist unmöglich, nur in „abgeblaßtem Grade“ gibt es ein moralisches Verhältnis zwischen den Staaten. — Dazu kommt noch, daß nicht nur persönlich, sondern auch zeitlich kein einheitlicher Staatswille vorhanden ist. Der Staat muß sich auf lange zeitliche Zusammenhänge einrichten, er muß mit Jahrhunderten rechnen. Kann die heutige Regierung für die folgende, die heutige Volksgeneration für die nächste bürgen, so wie der Einzelne mit seiner einheitlichen Persönlichkeit für sein einmal gegebenes Wort, für sein Reden und Handeln einstehen kann? — Ich darf ferner auch noch einmal darauf hinweisen, daß über den Völkern keine höhere Instanz steht, die ihr Handeln überwacht, sodaß nicht einmal legaliter auf Innehaltung von moralischen Gesetzen gedrungen werden könnte. Um so mehr sollte freilich Treu und Glauben zwischen den Völkern regieren. Troeltsch bemerkt über diesen Punkt, daß eine übergeordnete Rechtsordnung für die Staaten dem Wesen nach unmöglich sei, weil die modernen Staatsgebilde viel zu verwickelte Größen seien, als daß ihre innersten Interessen durchschaubar wären und gerecht gegeneinander abgewogen werden könnten. Nur der Einfluß einer allgemeinen sittlichen Meinung könne mit Hilfe eines von Gewissen und Anstand bewachten Völkerrechts die gegenseitigen Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade regeln. Es wäre ungefähr dasselbe, was ich mit Treu und Glauben zwischen den Völkern meinte.

5

Wichtiger aber als diese unpersönliche Art des Staates, die eine Anwendung der Privatmoral auf das Staatsleben nur in abgestufter oder abgeblaßter Weise zuläßt, ist der Zweck des Staates selber, aus dem sich, wie wir schon sagten, das Gesetz seines Handelns ableiten lassen muß. Zweck der Einzelperson ist diese Persönlichkeit selber; ihre sittliche Würde, ihre Autonomie im Kantischen Sinne beruht eben darin, Selbstzweck zu sein. Darum sollen ihr auch die andern Personen niemals Mittel zum Zweck, sondern stets Selbstzweck sein. Der Zweck des Staates dagegen ist nicht so einheitlich-persönlich zu fassen. Er ist Organisation des Volkes, Organisation für das Volk, ist dazu da, um dem Volk zu dienen; seinen Gliedern Schutz, Ordnung, Kultur zu ermöglichen, ist sein höchstes sittliches Gesetz.[1]) Der Staat schafft nicht selbst die Kultur, sie kann nur aus den Lebenstiefen des Volkes selber frei erwachsen, aber seine Einrichtungen fördern und erleichtern sie und ermöglichen allen seinen Gliedern, Anteil an dieser Kultur zu gewinnen. So schafft er nach Kant auch den Einzelnen die Freiheits- und Rechtssphären, innerhalb deren sie ihren sittlichen Selbstzweck verwirklichen können. Diesen seinen Zweck kann er aber nicht erfüllen, wenn er nicht unter allen Umständen sein irdisches Dasein behauptet. Der Einzelne kann um seines sittlichen Selbstzwecks willen das Dasein aufgeben, er opfert sein Leben aus Treue gegen sich selbst, gegen Andere, gegen sein Volk. Damit behauptet er sich selbst in höherem Sinne, gewinnt er das wahre, das „ewige Leben“. Gilt etwa auch für den Staat jenes Wort: Wer sein Leben verliert um seines höheren Zweckes willen, der wird es gewinnen? Lloyd George soll ja, die Konsequenzen aus dem englischen Urteil über Deutschlands Vorgehen in Belgien ziehend, gesagt haben, daß ein großer Staat sich auch für seine Pflichten den kleineren Staaten gegenüber müsse aufopfern können. Sollte das ehrlich und nicht als cant gemeint sein, so wäre es doch herzlich unpolitisch gemeint, und sicherlich würde das ganze, auch das sittliche England sich mit Recht gegen seinen Minister empören, wenn er den Grundsatz auf seine eigene Nation anwenden wollte. Nein, es ist so, wie auch Troeltsch ausführt: der Staat hat seine nächsten Pflichten nicht gegen die andern Staaten, sondern gegenüber seinen Gliedern, denen er die Lebensbedingungen, auch die sittlichen, für ihre Zukunft sichern muß; an dieser höchsten Pflicht erst sind die Pflichten gegenüber den andern Staaten abzumessen.

Troeltsch verweist in diesem Zusammenhange auch auf Fichte, der mit seinen Gedanken des nationalen Staates noch über den abstrakten Staatsgedanken Kants hinausgeschritten sei. In der Tat sollte niemand über unsere Frage reden oder schreiben, ohne sich zuvor mit aller Andacht und Gründlichkeit in jene herrliche achte Rede Fichtes vertieft zu haben, in der er den tiefsinnigen

1) Von mir gesperrt. Daß übrigens in Schillers Sinn zu der „Ehre“, an die die Nation „ihr Alles“ setze, „doch wohl auch“ die Vertragstreue gehöre, scheint mir keineswegs ausgemacht. Nach dem Zusammenhang der Stelle handelt es sich einfach um die Unabhängigkeit und Existenz des nationalen Königtums.

1) Ich halte das aufrecht trotz Koppelmanns von ihm selbst nicht beachteter Mahnung, daß das erst noch „einwandfreier“ festgestellt werden müßte.

Gedanken ausführt, daß der Mensch, der als Einzelperson kraft seines religiösen Glaubens auf das ganze gegenwärtige, sinnliche Leben verzichten könne, als Gemeinschaftswesen zu fortgehender Wirksamkeit seines Schaffens und Lebens das Volk wollen müsse als das Gefäß, in das allein er all sein Wirken für Andere, auch für die kommenden Geschlechter niederlegen könne. Denn aus der besonderen Art des Volkes ist der Einzelne selbst hervorgegangen mit all seinem Denken und Tun, und darum kann dies sein Denken und Tun völlig auch nur wieder aufgenommen werden von seinem Volke. Daraus ergibt sich aber weiter, daß er auch die Fortdauer, ja, Fichte sagt kühnlich: die ewige Fortdauer dieses seines Volkes wollen müsse, da durch sie ja auch „die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt" werde. Darum sind von jeher die Volksgenossen für die Fortdauer ihres Vaterlandes freudig in den Tod gegangen.

Hier ist in der Tat der Kantische Gedanke noch erweitert und vertieft: nicht nur zum Schutz und zur Ermöglichung der autonomen Sittlichkeit soll der Staat dienen, das wäre vielleicht auch unter der Fremdherrschaft möglich; als nationaler Staat bewahrt er seinen Gliedern vielmehr auch die Selbständigkeit und Freiheit ihres nationalen Wesens, „daß sie fortfahren, ihre Angelegenheiten selbständig und ursprünglich, ihrem eigenen Geiste gemäß, zu entscheiden", — und dies nicht nur für sich, sondern „daß sie diese Selbständigkeit auch auf ihre Nachkommen fortpflanzten". Darum ist der Krieg und — so fahren wir fort — auch Vertragsbruch anderen Staaten gegenüber nicht nur erlaubt, sondern geboten, wenn es um die eigene Existenz und Zukunft geht. Und es bleibt dabei, der „Staat kann nicht um eines anderen Staates willen seine eigenen Staatsangehörigen — ich füge jetzt hinzu: mit ihren sittlichen und nationalen Zwecken — zu Grunde gehen lassen." Oder gibt es einen kategorischen Imperativ für den Staat, der ihn dazu nötigte, gegenüber den Tausenden oder Millionen seiner ihm anvertrauten gegenwärtigen und zukünftigen Glieder eben den kategorischen Imperativ außer Acht zu setzen, der ihn verpflichten sollte vor allem Anderen ihrem persönlichen, immer auch national bedingten Selbstzweck, ihrer sittlichen und allgemeinen Kultur zu dienen?

6

Selbstbehauptung ist also für den Staat absolute Forderung, und zwar um des höheren und höchsten Gesetzes willen, nach dem er zum Dienst für seine Glieder da ist. In diesem Punkt muß ich auch Troeltsch widersprechen, der eine Selbstopferung des Staates nicht für ausgeschlossen hält, wenn sie für Ideen geschieht, an denen sein Wesen hängt. Troeltsch beruft sich auf Fichte, der das Selbstopfer der deutschen Nation für die Freiheit gefordert habe, da das Leben ohne Freiheit nicht lebenswert sei. Hier muß man doch Zweierlei ganz scharf unterscheiden: nämlich erstens, was in diesem Falle unter Nation, und zweitens, was unter dem Selbstopfer zu verstehen ist. Ist die Nation nur die Summe der jetzt lebenden Einzelnen, so können allerdings diese Einzelnen, sofern sie nur für sich verantwortlich sind, auf ihr physisches Dasein verzichten um des höheren Lebens der Freiheit willen, wie Schiller im Tell sagt: „Eher den Tod als in der Knechtschaft leben." Ist aber die Nation das in der Geschichte gewordene Ganze, zu dem auch die jetzt schon werdenden und später noch aufwachsenden Generationen gehören, so kann eine irgendwie lebenskräftige Nation sich gar nicht selber aufgeben. Oder dürften etwa die heute Lebenden ihre Kinder töten, um ihnen die Fremdherrschaft zu ersparen? Dürften sie die Hoffnung aufgeben, daß eine spätere Zeit den kommenden Geschlechtern die Freiheit wiederschenken wird? — Zweitens fragt es sich, was heißt überhaupt Selbstopferung, Opferung des eigenen Daseins, auf den Staat angewandt? Worin besteht überhaupt das Dasein des Staates? Es ist nicht physisches Leben wie das Dasein des Einzelnen, sondern es ist im Grunde nichts Anderes als seine Freiheit. Ein Staat ist nur im vollen Sinne, wenn er frei ist. Er hat eben keine wahre Existenz mehr, wenn er einem andern Staat unterworfen ist. Ebenso wie auch ein Volk seine wahre, volle Existenz verliert, wenn es seine Freiheit verliert. Eben darum kann Staat oder Volk, oder fassen wir beides zusammen, kann der nationale Staat sein Dasein niemals aufgeben. Und es wäre ein Widerspruch in sich selbst, zu sagen, daß der Staat sein Dasein, d. h. eben seine Freiheit, opfert um der Freiheit willen. Fichte kann nur meinen, daß der Staat seine Freiheit aufs teuerste, mit dem Einsatz aller seiner Lebenskräfte verkaufe, weil ihm mit der Freiheit eben alles, sein Dasein selbst, geraubt werde. Das heißt aber: er gibt sein Dasein nicht auf, sondern er behauptet es gerade bis zum letzten Augenblick. So hat der preußische Staat 1813 alles darangesetzt, nur um seine Freiheit zu retten, nicht das physische Dasein seiner Glieder, das ja auch unter der Fremdherrschaft erhalten geblieben wäre. So kämpft heute unser Staat um seine Selbstbehauptung, er setzt damit sein Dasein selbst, d. h. eben seine Freiheit, aufs Spiel, weil ein Leben von der Gnade der Nachbarvölker kein wahres Leben mehr für ihn wäre. Also bleibt es doch immer dabei: das Dasein selbst, d. h. das Dasein in Freiheit, ist des Staates höchstes Gesetz, an dem alle anderen Pflichten ihre Begrenzung finden. Troeltsch fordert ja auch selbst vom Einzelstaat die Anerkennung aller fremden Staaten „vorbehaltlich der Sicherung der eigenen Existenz".

7

In diesem letzten Satz liegt schon, daß das höchste Gesetz der Selbstbehauptung eines Staates den Gedanken an die Menschheit und ihre Kulturgemeinschaft keineswegs auszuschließen braucht. Im Gegenteil, indem Volk und Staat sich selbst behaupten, dienen sie der Menschheit. Denn die Menschheit sondert sich nun einmal in Nationen, ihr ganzer Reichtum, die Fülle menschheitlichen Lebens entwickelt sich in diesen individuellen Gestalten. So meinte es auch Fichte, wenn er in dem Einzelvolk die „Hülle des Ewigen", des „göttlichen Lebens" sah, wenn er nur vermittelst der Nation das ganze Menschengeschlecht mit dem Leben des Einzelnen verknüpft sah.[1]) Indem die einzelne Nation die höchstmögliche Fülle ihrer Kultur entwickelt, leistet sie ihren Beitrag zur Menschheit; indem der Einzelne seinem Volke dient, dient auch er der Menschheit.[2]) Wer aber für sein Volk als höchstes Recht die Freiheit fordert, der muß sie auch anderen zubilligen, sofern sie die sittliche und physische Kraft für ein Leben in Freiheit haben. Denn man kann sich auch Völker denken, die, wie manche Einzelpersonen, durch sittliche oder physische Entartung das Recht auf ihre Selbständigkeit verwirkt haben und auch der Menschheit keinen weiteren Beitrag mehr zu leisten imstande sind.[3]) Solche Völker sind dann eben reif zum Untergang. Lebenskräftige Völker aber müssen sich gegenseitig, wenn auch durch Kampf hindurch, immer wieder anerkennen. Sie tun das auch, indem sie Frieden, Bündnisse, Verträge mit einander schließen. Aber ich wiederhole, sie tun es mit der „stillschweigenden Voraussetzung", daß solche Verträge die Existenz der Vertragschließenden selbst nicht aufs Spiel setzen. Das weiß jeder Staat vom andern, und das muß er ihm als sein Recht zubilligen, so gut er es als sein eigenes Recht beansprucht. Denn es ist eben das Recht auf sein Dasein selbst, auf seine Freiheit, es ist sein höchstes Lebensgesetz. Sollte dieses Recht, sollte diese Voraussetzung nicht gelten, sollte es durch einen angeblichen kategorischen Imperativ ausgeschlossen sein, so würde es überhaupt keine Verträge unter Völkern mehr geben. Vielleicht beruht es gerade auf der Selbstverständlichkeit dieser Voraussetzung, daß man sie gar nicht erst ausspricht. Schließt der Staat einen Vertrag um der Förderung seines Daseins willen, so wäre es ja ein Widerspruch in sich selbst, wenn der Vertrag auch dann noch Geltung haben sollte, falls seine Innehaltung die Existenz des Staates zerstören würde. Ueberdies bleibt ein Staat ja auch für andere Staaten nur dann vertrags- und

1) Auch Schleiermacher hat diesen Gedanken, der ja ein Lieblingsgedanke der deutschen Romantik war, in seiner philosophischen Ethik durchgeführt.

2) Dieser Gedanke scheint Koppelmann fremd zu sein, wenn er dem „Sozialeudämonismus" vorhält, daß er „sein Wirkungsfeld in dem eigenen Volk oder dem eigenen Staat suche" mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Höherentwicklung des eigenen Volkes der Menschheit überhaupt Segen bringen werde.

3) Serbien?!

bündnisfähig, wenn er die Kraft und den Willen hat, sich selbst zu behaupten.

Man mag das vom Standpunkt der „absolutistischen“ **Privatmoral** aus als ethischen Relativismus bezeichnen. Vom Standpunkt der politischen Moral, und den muß man eben in politischen Dingen einnehmen, ist gerade dieser sogenannte „Relativismus“ das höchste, das absolute Gesetz des Staates. Man mag es als verwerflichen Egoismus brandmarken vom Standpunkt eines persönlichen Altruismus aus, der mit Recht in der Selbsthingabe für Andere höchste sittliche Bewährung sieht. Ich nenne es „heiligen“ Egoismus, weil ich in ihm die heilige Pflicht des Staates erkenne. Daß ich damit nicht den sacro egoismo der Italiener meine, der mit dem Gesetz der Selbstbehauptung nichts zu tun hat, brauche ich hier nicht mehr auszuführen.

8

Ein letztes kurzes Wort bliebe noch zu sagen über das Verhältnis dieses Staatenegoismus zur **christlichen Ethik**, auf die sich Koppelmann zum Schluß noch insonderheit beruft. Ich kann mich hier wieder ganz an Troeltsch anschließen und trete der Ansicht derer bei, die in der christlichen Ethik keine Norm für das politische Handeln als solches finden können. Zu ihnen rechne ich auch keinen Geringeren als Luther und kann mich dafür auf meine Ausführungen über „Luthers Stellung zum Kriege“ im vorigen Jahrgang der Christlichen Welt (Nr. 9—11, besonders Nr. 9) berufen. Staat und Krieg und Verträge sind natürliche Gottesordnungen, zum Schutz der Guten, zur Wehr gegen die Bösen (ganz ähnlich wie bei Kant). Darum kann staatliches Handeln, Regieren, Gehorchen, Kriegführen zwar Gottesdienst sein, aber es ist kein Christendienst. Der Christ übt Glauben und Liebe, wo er kann, auch in diesen innerweltlichen Ordnungen, die er als Gottesordnungen anerkennt, aber „sein Reich ist nicht von dieser Welt“, die christliche Ethik ist über die Staatsmoral erhaben. Der Christ braucht als solcher den Schutz des Staates nicht, Staat und Welt mit all ihren Berufen, Aemtern und Pflichten sind ihm letztlich nur der äußere Ort, wo er sein Leben in Christo und in der Liebesgemeinschaft der Christgläubigen führt, höchstens, daß er auch um der Liebe willen für die Anderen, die des Schutzes bedürfen, jene Gottesordnungen bejaht und kraft seiner subjektiven Gesinnung so den Gottesdienst darin auch zu einem christlichen Liebesdienst wandelt.

Ist nun der Staatsegoismus, wie ich ihn verstehe, vom Standpunkt der politischen Moral aus berechtigt und notwendig und vom Standpunkt der Privatmoral aus, wie ich glaube, mindestens nicht zu verwerfen, so besteht auch kein Grund, die christliche Ethik gegen ihn ins Feld zu rufen. Vielmehr soll der Christ auch in dem Selbstbehauptungsrecht der Nationen, die Gott ins Dasein gerufen, Gottes Gesetz und Ordnung ehren. —

Die politische Moral ist kein leichtes Kapitel für unser Denken; Jeder empfindet es, der sich in diese Fragen hineinzudenken sucht. Und wer Lösungen gefunden zu haben glaubt, kann sie nur anbieten in der bescheidenen Hoffnung, daß Andere weiter suchen auf diesen verschlungenen Wegen und vielleicht bessere Lösungen finden werden. Aber die Voraussetzung ist freilich, daß man mit dem Ernst und der Gründlichkeit, die uns Deutschen vor Andern gegeben ist, in die Probleme einzudringen sucht und mit der Ehrfurcht, die man allen großen Fragen der Menschheit schuldig ist.

Julius Richter

Der religiöse Mensch vor der sozialen Tat

Vortrag, gehalten in akademischem Kreise von einem verwundet Entlassenen [1])

1

Im Prozeß des Lebens und der Geschichte liegt eine ungeheure Tragik. Ein Aufbrausen des Lebens aus den Tiefen zu den höchsten, feinsten, differenziertesten Formen, zur tiefsten innerlichen seelischen Kultur. Ein ewiges Entstehen und Vergehen, ein Ringen, ein heroisches Anstürmen, um die naturgegebenen Schranken zu überwinden, ein Anprallen, Zurückfluten, ein Siegen der Einzelnen. Vernichtung der höchst entwickelten Formungen des Lebens durch ganz gleichgiltige, nichtige Dinge, ein Vernichten durch Trägheit und Stumpfheit des Materiellen.

1) Als ein erstes Zeugnis von dem, was unsre Heimkehrenden denken, ist diese Veröffentlichung gemeint. Wir enthalten uns jeglichen Urteils, ob und inwieweit es typisch sei. An Druck hat der Vortragende nicht gedacht. Wir geben seine Worte ganz unverändert.
D H

Und am Ende alles: der Tod!

Ewiges Vernichten nimmt alles in sich auf, ein sinnloses Geschehen, sinnlos, da Sollen und Sein sich feindlich anstarrt, sinnlos, da die Idee nie zu realisieren ist.

Was soll uns da Glück, Wohlfahrt der Vielen? Werden wir heroische Menschen, die ihr Dennoch den Dingen entgegenschleudern, den Lebensstrom in sich umbiegen, die den vollen Mut haben, in sich das A und O der Dinge zu sehen!

Suchen wir den Göttern zu gleichen. Schauen wir ohne Idealisierungen die Dinge an: Werden, Vergehen ein eherner Mechanismus des Seins, am Ende: Vernichtung, und in uns ein ewiges Verlangen eines Sollens, das realisiert werden will. Und in uns schöpferische Quellen, die spontan aus uns hervorbrechend uns die Welt umzugestalten heißen. Haben wir den Mut, in uns die letzten Gründe aller Werte zu entdecken und die ganze Außenwelt als Stoff anzusehen, den das Subjekt gestaltet, bewertet, beherrscht. Dann schwindet die Qual vor der Sinnlosigkeit des Seins.

Man hat den Sinn des Seins in sich entdeckt.

Wir sind das Ziel. [1])

Und wenn eine endgiltige Lösung der sozialen Frage utopisch ist, wenn das Reich Gottes auf Erden, der Traum von einem Paradiese, das hier auf Erden verwirklicht werden soll, ein ganz ungeheurer Wahn, ein ganz unglaublicher Optimismus ist, so bleibt uns Streben, Schaffen und Lieben in schöpferischer Kraft und quellender Tat.

Im Erleben des Schöpferischen liegt der Sinn des Seins.

Das ist die Grundeinstellung des Religiösen. Sie zu gewinnen ist für einen Jeden, der sich über die letzten Gründe seines Handelns klar werden will — Pflicht. Es gibt nur Eine Antwort auf die Frage nach dem letzten Sinn des Lebens, des Schaffens, des sozialen Tuns — das ist die des Religiösen.

Sollte sie unmöglich sein — — —?

Es gab Menschen, die sich von der Sinnlosigkeit des Lebens durch die heroische Tat des Freitodes befreiten.

Was bedarf es darüber der Worte, daß der Standpunkt des Religiösen nur erlebbar ist. Das Religiöse liegt in jedem Wesen, das Vernunft hat als ein eigentümliches Element seines seelischen Haushaltes, als eine Beurteilungsweise, ein bestimmtes gefühlsmäßiges Gerichtetsein unseres Bewußtseins. Es ist ein apriorisches X, begrifflich nicht zu erfassen; der Religiöse entdeckt es, und alle Dinge sind ihm dazu da, dieses Urelement zu erwecken, zu verlebendigen. Der Religiöse in seiner Reinheit ist: Mystiker.

Darf ich Ihnen an religiösen Heroen diese Gedanken erläutern, dann eine geschichts-philosophische Umschau halten und zeigen, wie das historische Zieldenken ein Wahn ist, wie der moderne Geschichtsphilosoph in voller Anerkennung der Relativität der Zielgedanken und Maßstäbe zu jenem einzigen Absoluten kommt: wie er anerkennt, daß jede Epoche, jedes Individuum unmittelbar auf Gott gerichtet ist — darf ich Ihnen dann in einer kurzen erkenntnis-theoretischen Betrachtung zum Schlusse die letzte philosophische Grundeinstellung dieses religiösen Standpunktes geben?

Dann werden Sie einsehen, daß auch der Sinn jedes sozialen Tuns in uns liegt. Es liegt ja immer in solchen kurzen Andeutungen, Abhandlungen und Vorträgen eine ungeheure Gefahr der einseitigen, dogmatischen Abfertigung. Man muß solchen Ausführungen immer ein gut Stück Glauben entgegenbringen. Es ist nicht alles zu beweisen.

1) Der Verfasser setzt sich stillschweigend überall mit dem Buche **Das Ziel** auseinander, auf das wir bei dieser Gelegenheit hinweisen möchten: Das Ziel. Aufrufe zu tätigem Geist. Herausgegeben von Dr. **Kurt Hiller**. München, Georg Müller 1916. 222 S. 3,50 Mk. Es enthält 18 Aufsätze, unter denen wir zwei besonders hervorheben, den von Hans Blüher: Die Untaten des bürgerlichen Typus, der sich auch mit „dem Bürger und seiner Religion“ beschäftigt, und den Schlußaufsatz vom Herausgeber: Philosophie des Ziels. D H

So bitte ich Sie, mir zu glauben, daß der Kern aller Religiosität allgemein umschrieben im Glauben an den Wert des Seelischen bewußt oder unbewußt liegt. Der Religiöse bezieht letztlich das Sein auf die Seele und sieht in ihrer Befreiung und Erlösung letztes Ziel, Sinn und Vollendung des Seins.

Ein Mann wie Jesus, der für uns Mitteleuropäer als Religiöser eine zentrale Stellung einnimmt, hat dem Ausdruck gegeben: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele."

Und nun schauen Sie auf Buddha, dessen schroffen Gegensatz zu Jesus näher zu beleuchten überflüssig ist. Sehen Sie an ihm, wie er aus der Erkenntnis: Es ist doch alles eitel, leer, schal! der Welt entsagend um seiner Seele willen, seine heißen Sinne als Indier abtötend, das Leben willentlich verneint und lebend zu sterben sucht, um seine Identität mit dem Nirwana zu erlangen. Bei ihm erkennen Sie das Religiöse um seiner selber willen. Er negiert eine ganze Welt um seiner Seele und des in ihr liegenden religiösen Sehnens willen.

Lebensverneinung um der Seele willen bei Buddha. Lebenserhöhung, Lebensdurchdringung, Lebenserweiterung, Lebenserfüllung, Lebensüberwindung um der Seele und ihres Gottes willen: bei Jesus.

Bei ihm die vollste Ueberwindung alles nur rein Naturhaften. In vollster Einseitigkeit, in einem leidenschaftlichen Heroismus, der bis zu kaum verständlicher Schärfe gesteigert ist, predigt er die Bejahung des Lebens um der Seele willen. Da ist der Mensch erst ganz Mensch, als geistiger Mensch, der das Geistige um seiner selber willen als Wert faßt.

Wir verstehen Jesus nicht, sehen wir in ihm den, der der Menschheit ein neues Ziel setzen, ihnen das Reich Gottes bringen, das Paradies auf Erden errichten wollte.

Wir verstehen Jesus nicht, schauen wir in ihm einen neuen Ethiker, der die Menschen bessern wollte. Jesus ist in seiner ganzen einseitigen idealen Größe nur als Religiöser zu verstehen.

Sein Zentralproblem: Gott und die Seele. Die Seele und ihr Gott. Wie kommt die Seele zu Gott und wie wird die Identität erlebt. Diese ist wichtiger als alle Reiche der Welt. Erleben Sie jenes schon genannte Wort, jenes ungeheure, revolutionierende Wort, das wir vielleicht erst nach jahrhundertelanger, philosophisch-vertiefter Welteinsicht zu verstehen fähig sind, jenes Wort, das die Dinge absolut umwertet: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele."

Sie sehen, mehr als Menschen und alle Dinge und alle Herrlichkeit und Fürstentümer und Könige und Kriege und Revolutionen und Erdbeben und Naturkatastrophen ist — die Seele. Es ist der vollste, reinste, erschütterndste Durchbruch des wahrhaft Göttlichen über alles rein naturhaft Animalische.

Hier die Welt, das All in seiner Naturhaftigkeit, und da die Seele in ihrer qualitativ von aller Natur behaupteten Verschiedenheit, und die Seele ist mehr denn das Sein.

Jener ungeheure Wert der Seele ist — der zentrale Allmittelpunkt, ist Sinn alles Werdens.

Wie ist das zu verstehen? Und darauf antwortet Jesus in einem Wort, das von der Kritik in unserer Auslegung bestritten, das aber trotzdem, so wie es Martin Luther wiedergegeben hat, uns mitten hinein in das Leben der religiösen Persönlichkeit Jesu führt: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Man wird auch nicht sagen: Siehe hie, oder da ist es, denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch." Die Seele ist nicht unser empirisches, individuelles Ich, ist nicht ein bloß daseiender Punkt, sondern ist ein Ueberindividuelles, das Reich Gottes. Sie ist Machtsphäre, Herrschaftsbereich Gottes, da er lebendig schaffend zu sich kommt, sich erkennt, sich verlebendigt. Wir behaupten nicht, daß wir mit dieser Terminologie des deutschen Idealismus Jesu Offenbarungen begrifflich bestimmen können, aber wir glauben, daß es im Tiefsten immer dieselbe Erkenntnis ist, die in allen Zeiten bei allen Völkern von ihren Tiefsten ausgesprochen wurde: jenes Bewußtsein des Menschen, in sich ein Etwas zu haben, worauf das Göttliche, will es leben, angewiesen ist.

Lassen wir uns doch von Jesus führen! Er gibt uns ja absolute Werte! Ich wage es zu sagen. Das Reich Gottes, von dem Jesus spricht, liegt wie ein verborgener Schatz im Acker als ein Geheimnis in uns. Es ist das religiöse Apriori, jenes Grundvermögen unsrer Seele, das macht, daß wir die Dinge so beherrschen und ihnen solche Werte geben, daß sie das Religiöse in uns herausheben, es offenbaren um seiner selbst, um Gottes willen.

Daß die Welt um der Seele willen da ist, bleibt Voraussetzung der Lehre Jesu. Und seine Aufgabe bestand darin, die Menschen zur Erkenntnis des Wesens der Seele als ein Stück Gottes zu bringen. Seine Absicht war, die Menschen umdenken zu machen, daß sie die Dinge so bewerten, wie sie allein die Seele erhöhen und den tiefsten, göttlichen Lebensstrom in die Seele eindringen machen.

Keiner hat in der folgenden Geschichte der christlichen Ideen die Grundansicht Jesu so vollendet ausgestaltet, als der Philosoph des Christenglaubens: Meister Eckhart. Man muß an Eckhart lernen, wie er mit aller Kraft, Einseitigkeit und Entschiedenheit dazu auffordert, einmal in unser Inneres zu schauen. Da gibt es eine ganze Welt zu entdecken, eine quellende, tätige Lebensfülle, ein handelndes, leidendes Geistiges, Ureigenes, Urletztes, Göttliches, Vollendetes, Sinnvolles zu erleben. Es ist uns doch näher und daseiender, wahrer als die ganze Vorstellungsmasse der Außenwelt. Wir müssen zu diesem Ewigkeitsgrund in uns vordringen. Zu ihm der Weg: sich aus der Zerspaltung, Zerspreitung unseres weltverflochtenen, sinnenverstrickten Daseins hinzufinden zum Urgrund unseres Wesens, zur Persönlichkeit. Wir müssen in die in sich selber sinnvolle Stille unseres Innenlebens. Heraus aus der sinnlosen Geschehniswelt des Dinghaften. Aus der relativen, vergänglichen Seinswelt zur absoluten, ewigen Lebensquelle.

Es klingt uns bei Eckhart manches entgegen, als sei es an Kantischer Erkenntnis orientiert. So wenn er das Letzte in uns als Einheitsgrund bezeichnet. Der Urgrund ist ein in sich selber Einiges, Unterschiedloses, das im Bewußtsein als Seeligkeit erlebt wird. Zum Urgrund gelangt man unter Ablegung alles Vernünftelns. Er ist gegenstandslos, jenseits von Denken, Phantasie, Wollen, sofern sie jenem zerrissenen, in die Dinge verketteten Seelendasein angehören.

Dieser Grund ist Anfang und Ziel alles Seins. Wir steigen in ihm und erheben uns aus ihm erneut, wiedergeboren zum Schaffen, zur lebendigen sozialen Tat. Jener Grund unseres Seins ist schlechthin Grund alles Seins, wir erfassen in uns die Quellkraft des Alls.

Alles Einzelne ist Negation des Urgrundes. Schöpfung ein ewiger Akt; ewig bestimmt die Einheit sich zur äußersten Vielheit und Vereinzelung, und ewig nimmt sich das Sein aus der Vereinzelung zur Einheit, die alle Mannigfaltigkeit in sich trägt, zurück.

Und in der Seele soll sich die Ureinheit manifestieren. Wir sollen die Einheit erfassen und selber gegründet werden als einheitliche Persönlichkeiten im Alleinen.

Wir müssen zurück zum Einen, wir müssen Gott in der Seele erzeugen.

Das ist unsere Bestimmung und Ziel des ganzen Werdens. So spricht Eckhart:

> Suchet am ersten das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alle Dinge werden euch zufallen. Wenn Christus uns das Reich Gottes suchen heißt, so liegt uns ob, zu verstehen, was es mit diesem Reiche sei. Es fordert eure ernste Mitarbeit. Das Reich Gottes ist: Er selber in seiner vollen Wirklichkeit. Zum anderen Male aber ergreifen wir dieses Reich in der Seele. Darum spricht ebenfalls Christus: Das Reich Gottes ist in euch.

Das ist das letzte, oberste Ziel nach der Lehre Eckharts: Geburt Gottes in uns.

> Dermaßen, sagt ein Meister, ist Gott in der Seele, daß sein ganzes Gottsein auf ihr beruht. Es ist ein höherer Stand, daß Gott in der Seele ist, denn daß die Seele in Gott ist; verlaßt euch darauf, Gott ist selber seelig in der Seele; denn ob Gott auch aus sich selber bricht, daß er die Seele schafft, so behauptet er sich doch soweit in ihr, daß er seinen Gottesschatz, sein göttliches Reich allzumal hineinbringt in die Seele. Das Reich der Himmel ist gleich einem Schatz, der in einem Acker verborgen ist, spricht Christus, dieser Acker ist die Seele,

in der verborgen liegt der Schatz des Gottesreiches. Darum ist Gott und alle Kreatur seelig in der Seele.

Und nun kommt alles darauf an, Gott seelig zu machen in der Seele. Der Natur des in sich zerspaltenen Menschen nach gibt es zwei Wege, Gott zu suchen:

Mit dem inneren Menschen sucht man Gott in einem schauenden Leben, mit dem äußeren Menschen sucht man ihn im tätigen Leben.

Und nun ein entscheidendes Wort Eckharts:

Wenn man das Leben fragte tausend Jahre lang: „Warum lebst du?“ Wenn es überhaupt antwortete, würde es nur sagen: „Ich lebe um zu leben.“ Das rührt daher, weil das Leben aus seinem eigenen Grunde lebt, aus seinem Eigenen quillt, darum lebt es ohne ein Warum, es lebt nur sich selber, und fragt man einen wahrhaften Menschen, einen, der aus seinem eigenen Grunde wirkt: „Warum wirkst du deine Werke?“ wenn er recht antwortete, würde er auch nur sagen: „Ich wirke, um zu wirken.“

Es hieße diese herrlichen Wahrheiten in ihrem Werte herabsetzen, wollte man ihnen irgendeine Ausdeutung oder Erweiterung hinzufügen.

Lassen wir Goethe reden, der dem Grundzug des deutschen Idealismus entsprechend genau diese unzweckhafte, mystische Einstellung den Dingen und ihrem historischen Verlaufe gegenüber besaß. Es wird wohl kein Mensch leugnen wollen, daß Goethe ein überaus tätiger Mensch gewesen sei. Was sagt er, der praktisch Tätige, über den letzten Sinn seines sozialen Schaffens? Das Dichten war ihm ein heiliges, freies Schaffen, „eine liebliche Naturgabe“, keine tägliche Gewohnheit, und darum habe er sich „immer stärker aufgefordert gefühlt“ sich „der Weltgeschichte zu widmen und dergestalt nichts von seinen Kräften ungebraucht zu lassen.“ Und nun hören Sie von Goethe:

Die Welt ist voller Torheit, Stumpfheit, Inkonsequenz und Ungehörigkeit: es gehört viel Mut dazu, diesen nicht das Feld zu räumen und sich bei Seite zu begeben.

Woher der Mut — das „Dennoch“? Die Seele aber wird immer tiefer in sich selbst zurückgeführt.

Sehen Sie, das ist Mystik, ist religiöse Einstellung. Fünf Tage vor seinem Tode schreibt er:

Ich habe nichts Angelegentlicheres zu tun, als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, womöglich zu steigern.

Schluß folgt H S

Kriegsarbeit eines deutschen Pfarrers in England

Unser Freund und Pfarrer Herr Pastor Goehling hat mich, der Christlichen Welt über die Tätigkeit der in England noch im Amte stehenden deutschen Pfarrer zu berichten. Ich will mich aber fast nur auf Herrn Pastor Goehlings Arbeit beschränken, weil ich von den andern wenig weiß. Ich muß vorausschicken, welcher Halt für uns übrig gebliebene Deutschen unsere kleine Kirche und Gemeinde in Süd-London gewesen ist in diesen Zeiten, in denen alles auseinandergerissen zu werden scheint. Unser kleines Kirchlein war wie ein Obdach für unsere oft so müden Seelen, und gar Mancher ist gekräftigt durch zuversichtliches deutsches Wort in sein gefährdetes Heim zurückgegangen.

Bis Juli 1915 hatten wir regelmäßig Sonntags Gottesdienst — dann wurden unsere Zusammenkünfte durch die Anti German League gestört. Man verlangte mitten im Gottesdienst, der Pfarrer sollte englisch predigen; er weigerte sich standhaft — und laut und freudig „Ein feste Burg ist unser Gott“ singend, zog die kleine Schar aus dem Kirchlein, das nur noch bei ganz besonderen Gelegenheiten seine Türen öffnen kann. Wohl verstanden, die Regierung hat die Kirche nicht geschlossen, sondern der Pöbel.

Pastor Goehling war vorher schon zweimal interniert, aber es gelang jedesmal mit vieler Mühe, ihn wieder frei zu bekommen.

Als Ersatz für die Gottesdienste schickt nun der Pfarrer monatlich den noch übrig gebliebenen Mitgliedern, die aus naturalisierten Deutschen und Frauen der Internierten bestehen, einen Predigtgruß. Früher hat man wohl kaum solche gedruckten Blättlein aus dem Pfarrhaus gelesen, aber ich weiß, daß sie jetzt drüben warm begrüßt und herzlich aufgenommen werden.

Arbeit gab es auch sonst in Hülle und Fülle für den Pfarrer durch Unterstützung der zurückgebliebenen deutschen Frauen, die oft in große Not gerieten. Dann die vielen, vielen Briefe an die Kriegsgefangenen, die mit ihrer körperlichen und seelischen Not zu dem Landsmann kamen.

Nach und nach bekamen die drei übrig gebliebenen Pfarrer die Erlaubnis, die Gefangenenlager zu besuchen. Der anglikanische Bischof Bury (Bischof für Zentral-Europa) sorgte in ausnehmend freundlicher Weise für die Erlaubnisscheine der Behörden.[1]) Herr Pastor Goehling darf augenblicklich vierzehntägig die Verwundeten in Dartford, die Soldaten in Haudforth bei Liverpool, die Internierten in Alexandra Palace und in Islington in London besuchen; dann macht er alle sechs Wochen Reisen durch die Camps in Wales und alle drei Monate auf die Insel Man, auf der wohl die meisten Gefangenen sind. Dort hat sich auch Herr Pastor Hartmann freiwillig internieren lassen. Es wird ja viel auf sozialem Gebiet in deutschen Kreisen und von den Quäkern (die wir immer die einzigen Christen Englands nannten) für die Gefangenen getan; aber die Pfarrer versuchen auch grade in geistiger und moralischer Beziehung an die Gefangenen heranzukommen. Ich weiß von vielen Internierten (z. B. von meinem Manne), welcher Lichtblick Pastor Goehlings Kommen in dem täglichen Einerlei des Lagerlebens ist, und ich habe von Gottesdiensten gehört, die von tausenden von Männern besucht gewesen sind in den großen Eßsälen oder unter freiem Himmel; alle sind hingerissen gewesen von dem deutschen Predigtwort und den alten Gesängen mit Trompetenbegleitung. Ich meine, unsere Pfarrer drüben stehen treu und fest in der Arbeit fürs Vaterland!

Hier das sechste Rundschreiben Pastor Goehlings:

Dein Wille geschehe

Das sechste monatliche Rundschreiben. Im Herbst, als wir damit begannen, fragten wir uns mit einigem Bangen: Wie oft noch wird dies kleine Blatt aus dem Pfarrhaus fliegen? Und heute fragen wir wieder: Wie lange noch?

Der Sonntagsgruß geht in so manches Haus und fragt im Auftrag seines Senders, der durch reiche Camp-Arbeit leider nur wenig Zeit für Südlondon mehr erübrigen kann: Wie geht es und wie haltet Ihr durch? Und die Antworten, ausgesprochen oder gedacht: Frau Sorge regiert die Stunde, viel Herzeleid und Not um die vierte Bitte des Vaterunsers, Passionszeit.

Und die Passionswochen dieses Jahres lasten wohl noch schwerer auf den Gemütern, wie im Frühjahr 1915. Wo sind sie alle, die noch im vorigen Jahr Trost und Kraft suchten in der kleinen Kirche, die einer falschen Zeitungsnachricht zufolge nun gar zu verkaufen sei. In alle Winde zerstreut, wie der Sturm die Blätter im Herbst schüttelt. Wo ist wohl ein Haus, in dem noch alle Familienglieder zusammen sind? Wo ein Geschäft, ein Lebensberuf ungestört weitergeführt, wie einst in Friedenszeiten, die fast Jahrzehnte weit hinter uns zu liegen scheinen. So manche werden wir nie wiedersehen. Was wohl das große Schicksal hinter seinen geschlossenen Lippen für eine Antwort als Lösung auf all die Nöte, Wirrungen und Umwälzungen der Gegenwart uns vorbehält? Geschoben, gestoßen, beiseitegedrängt, über ungezählte Opfer hinweg drängt sich der Menschheitsstrom, aus Freund und Feind bestehend, von einem Kriegsmonat zum andern. Das ist Passionszeit 1916.

Nur wer selbst vom Strom getragen fast am Versinken war, wer selbst durch tiefes Leid hindurchgegangen ist, hat ein Ohr für die Klagerufe zu seiner Rechten und Linken, während die Oberflächenmenschen nur das Tosen der erregten Wasser hören, das den Jammerschrei von Tausenden erstickt.

Aber er hat nicht nur Ohr, er hat auch Herz, Verständnis, Mitgefühl, Liebe. Wie sein Meister, nach dem er sich Christ nennt. Fast sentimental muten die Bilder an, die jetzt beliebt sind: Jesus tröstet einen Verwundeten. Drüben in Feldgrau, hier in Khaki; Jesus sieht nicht auf die Farbe des Tuches, er sieht das Herz an.

In allen Sprachen liest und versteht heute die leidende Menschheit die Passionsgeschichte des Jesus von Nazareth. Es gab Zeiten, da die Erlösergestalt von den Gläubigen in irdischen Himmelsglanz verklärt und so ihrem Leiden eigentlich das menschlich Ueberzeugende genommen wurde; da litt er wohl um die Sünden der Welt, aber der Gebetskampf in Gethsemane wurde in seiner erschütternden Gewalt abgeschwächt. Und gerade jenes Ringen in der Nacht vor seinem Tode bringt ihn doch unserm Herzen so nahe. Wenn Du selbst Nächte durchwacht, dem Tod, dem Leid, der Trennung ins Auge gesehen hast, hat es Dich dann nicht aufgerichtet, mit Jesu Worten beten zu können: „Nimm diesen Kelch von mir, Gott, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe“?

1) Unsre Leser kennen seinen Artikel im Nineteenth Century aus Nr. 15 Sp. 295ff. D H

Eins freilich gibt uns heute Anlaß zu schweren Bedenken: Sind denn die Träger dieses Kriegsgeschickes die ausführenden Kräfte des göttlichen Willens? Wirklich des Willens Gottes? Wir antworten mit dem Hinweis auf Jesu Passion. Merkwürdig: für ihn schien es diese Frage gar nicht zu geben. Pilatus, Herodes, die Kriegsknechte, die öffentliche Meinung, die nach Barrabas schrie, sie alle sind ihm wohl oder übel das Werkzeug in Gottes Hand. „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Nicht mehr. Kein Haß oder verachtender Groll konnte die Kraft seines Leidenswillens abschwächen. Er war innerlich so reich, der äußerlich nichts davon besaß, was unser Leben füllt: Haus und Heimat, sichtbaren Erfolg im Beruf, Freundschaft und Liebe. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.“ Ueber dem Dunkel des Karfreitags, der im kalten Tal liegt, sieht er auf fernen Höhen die Sonnenstrahlen einer siegreichen Osterzeit.

Wir wollen einander nicht mit dem Hinblick auf das Wort trösten: Sieh, der oder jener hat noch viel Schwereres zu tragen. Wer Leid trägt, denkt naturgemäß zunächst daran, wie er selbst hindurch kommt. Aber Einer soll Dir leise die Schulter berühren und sagen dürfen: Sieh, das habe ich für Dich getan. Willst Du nicht mir die Hand reichen und mir nachfolgen? Fürchte Dich vor Keinem, sondern „sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben.“

Ja, Herr, ich will, daß Dein Wille geschehe. Amen.

Darf ich nun noch ein Erlebnis unseres Pfarrers hinzufügen, das er am Kaminfeuer erzählte — Mutter und Kinder lauschend um ihn herum:

Er kommt auf seiner Fahrt nach der Insel Man — wo er übrigens zwölf Mal in drei Tagen predigte — nach Liverpool in das Hotel eines naturalisierten Deutschen. Eine kleine blasse Kellnerin bringt ihm sein Essen. Dann hört er den Oberkellner zu ihr sagen: Mary, das ist der deutsche Pfarrer, der geht auf die Insel Man. Da kommt sie und sagt, er sollte ihren Mann grüßen und ihm sagen, er sollte sich ordentlich halten, auch äußerlich, sich immer rasieren und seine Sachen flicken — denn, meint sie, wer äußerlich herunter kommt, der tuts auch innerlich. Der Pfarrer versprichts und hört noch, daß sie ein lungenkrankes Kind hat, welches sie durch ihre Arbeit ernährt. In Knochaloe spricht er nun vom Durchhalten und erzählt dazu Marys Geschichte. Nach dem Gottesdienst kommt Einer auf ihn zu und sagt: Das ist sicher meine Mary, die ist so mutig — und sie wars. Ein Anderer drückt ihm still 100 Mark in die Hand — „für Mary“! Da konnte der Pfarrer denn freudig auf seinem Rückweg geben.

Nun noch ein Schlußbild.

Wir haben den Ausweisungs-Befehl erhalten: morgen soll unser sonniges Heim aufgelöst werden. Der Pfarrer kommt Abends mit den Abendmahlsgeräten, um uns Frauen, die ein inniges Freundschaftsband zusammenhält und die nun in alle Welt zerstreut werden sollen, noch einmal zu erquicken. Er steht vor dem weiß überdeckten Tisch mit dem Kreuz, dem Kelch und den Kerzen darauf und spricht von der Gemeinschaft in Jesu, die uns überall bindet und in der wir uns finden, sind wir auch noch so weit getrennt. Eine Heimgekehrte

---

Von den Grausamkeiten des Krieges

Im Felde, April 1916

Ullsteinbücher sind bei uns beliebt. Sie sind auch wohl zum Teil garnicht so schlecht. Wenigstens erfüllen sie einen dringenden Anspruch, sie zerstreuen und lenken die Gedanken ab, sie füllen endlose tote Stunden aus.

Aber heut hab ich ein schlechtes in der Hand. „Ins neue Land“ von Gabriele Reuter. Die ganze Auflage müßte verbrannt werden schon um der Seite 27 willen:

> . . . Das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett schwingend, — ja, wie sie brüllten — schrien, tobten — die Gesichter blaurot — die Augen aus den Höhlen gequollen, kein menschlicher Ausdruck mehr — von Blutrausch ergriffen, eine Schar von Teufeln, von Vernichtern . . . im Nahkampf sich packten mit Fäusten und Kolbenhieben und Messern, und der Stahl der Bajonette sauste in weiches Menschenfleisch, und Blutfontänen spritzten in die Lüfte (!), die Knochen krachten, die Augen sprangen aus den Höhlen — die Nase füllte sich mit dem Gestank des Todes . . . — nur noch ungeheure Gewalten, in wütender Wollust und grausiger Umarmung gegeneinander ringend — usw. —

Gift ist so etwas, Gift für unsere Jugend, — welch furchtbare Nervenüberreizungen ruft derartige Lektüre bei unsern Tertianern und Tertianerinnen hervor! Wie schwere, wilde Träume haben unsere lieben Mütter, Schwestern und Frauen, wenn sie denken müssen, daß das unser Handwerk ist und wir so vertierte Ungeheuer werden!

Ist es nicht unser gutes Recht, uns zu wehren gegen so wahnsinnige Entstellungen unserer tiefsten Erlebnisse?

Ihr lieben Leute in der Heimat, ich kann Euch aus langer Erfahrung versichern, daß das keine echten Schilderungen von Nahkämpfen und Handgemenge sind, sondern daß es Hirngespinste von Literaten sind, die am Schreibtisch ausgeheckt wurden.

Zunächst scheint es ja, als ob bei den kurzen Entfernungen der feindlichen Linien voneinander bei allen Angriffen ein Handgemenge unausbleiblich ist. Das ist nicht der Fall. In den meisten Fällen kommt es nicht dazu. Und wenn es dazu kommt, dann sind es auch noch immer vereinzelte Akte an ganz wenigen Stellen. Man darf nicht vergessen, daß nirgends wilder die Gerüchte und Sagen wuchern als bei Gefechtsberichten.

Unser Bataillon war beteiligt an den Kämpfen vor Soissons im Januar 1915. Als wir zu unserm Regiment zurückkamen, da fragten mich einige Kameraden, „ob die Engländer uns nicht gebissen hätten“!! Erstens waren keine Engländer da, zweitens hat uns kein Mensch gebissen. Die tollsten Geschichten liefen herum über das erbittertste Handgemenge, Mißhandlungen unserer Verwundeten usw. Einwandfrei fest steht ausschließlich die eine Tatsache, daß ein Feldwebel von uns mit 3—4 Mann nachts im Handgemenge umgekommen ist. Sonst nichts!

So lassen sich unzählige Beispiele davon anführen, wie selten wirklich ein Handgemenge ist, und wie es einfach zu den Ausnahmen gehört, daß selbst die gedienten Leute, die von Anfang an dabei sind, so etwas mitgemacht haben.

Am wenigsten Glauben schenken muß man den Erzählungen einiger Kriegsberichterstatter und Schlachtenbummler, sonderlich kleinerer Zeitungen. Die füllen ihre Spalten nur zu viel mit Etappenklatsch. Und hinter der Front ist es immer mindestens mal so schlimm wie vorne in der Wirklichkeit.[1])

Trotz alledem bleibt natürlich unendlich viel von den furchtbarsten Grausamkeiten des Krieges nach, die sich tatsächlich ereignen und die man mitmachen und mit ansehen muß.

Und Gabriele Reuter und andere Literaten und Kriegsnovellisten hätten in manchen ihrer Schilderungen vielleicht garnicht so unrecht, — wenn sie das alles selbst miterlebt hätten. Aber, wenn sie das selbst miterlebt hätten, dann — würden sie nicht so schildern!!

Warum nicht? Sie schildern falsch, weil ihnen die seelischen Voraussetzungen des Kämpfers fehlen.

Darüber sich Klarheit zu schaffen ist jetzt jeder in der Lage, der die Tatflugschrift 10: „Evert, Von der Seele des Soldaten im Felde“ auf das Sorgfältigste studiert hat. Das Buch kann garnicht hoch genug gepriesen werden. Von der Meisterhand eines psychologischen Fachmannes werden da die wichtigsten Analysen klar und fein gezeichnet.

Dabei kann jeder Nicht-Kriegsteilnehmer einen tiefen Einblick in den inneren Abstand seiner seelischen Vorgänge von denen der Feldsoldaten gewinnen.

Lernen können sodann sämtliche Kriegspoeten, -novellisten usw. Folgendes: Evert sagt über die Wirkungen der Grausamkeiten des Krieges auf die Seele des Soldaten auf S. 22f.:

> Auch die Seele bildet gleichsam eine Schutzhaut aus. Wenn die Gefühle allgemein, biologisch betrachtet, den Sinn einer Benachrichtigung haben, ob das psychophysische System gefährdet oder in einer günstigen Lage sei, so vermag die Seele gleichsam die Fühler ihres Affektlebens überhaupt einzuziehen und sich sozusagen zu verkapseln,[2]) wenn Gefahr ist, daß sie durch überstarke Eindrücke zerrissen werden könnte. So erzählen namentlich Krankenträger, die ja am meisten Grausiges zu sehen bekommen, daß sie oft spüren, wie sie seelisch völlig ausschalten. Wenn sie sich an all die gräßlichen Erlebnisse hingäben, so ginge das bald über die Fassungskraft der Seele, die ja auch im Gefühlsbereich nicht unbegrenzt ist.[3]) Das Ausschalten wird aber auch erleichtert, da jeder alle Hände voll zu tun hat, und keiner, auch der Krankenträger und Arzt nicht, seine Arbeit leisten könnte, wenn er sich in Gefühle verlöre. Ihre Unterdrückung ist nicht

---

1) Ernsthafte Berichte auf Grund amtlicher Informationen sollen damit selbstverständlich nicht angefochten werden.

2) Von mir gesperrt. H

3) Bekanntlich tritt bei einem gewissen Höchstmaß von Schmerzen eine Art Bewußtlosigkeit ein. H

Roheit, sondern Anpassung an den Zweck, denn nur so wird man befähigt, den großen Anforderungen zu genügen. Eine Anpassung findet aber auch an die schmerzlichen Eindrücke selber statt, man gewöhnt sich an das Schreckliche, und endlich wird man abgestumpft. So ist immerhin eine Erstarrung, als psychische Störung durch seelische Ueberreizung oder Erschöpfung, selten. In der Regel beruht die Unerschütterlichkeit und Unbewegtheit der Kämpfer draußen auf Gewöhnung.

Und nun kommt das Ungeheuerliche. Die Natur der menschlichen Seele hat sich selbst geholfen, hat sich „eine Schutzhaut" gebildet, hat sich verkapselt. Nur so ist es uns überhaupt möglich, den Grausamkeiten des Krieges gegenüber das innere Gleichgewicht zu behalten: und da kommen nun die Herren und Frauen Literaten, Poeten und Novellisten und zerren die Tatsachen, die grausigen Geschehnisse und Bilder hervor, um sie auf die Seelen der Nicht-Kriegsteilnehmer, auf unsere Jugend, unsere Eltern und Frauen wirken zu lassen, die diese „Schutzhaut" nicht bilden können, die eben gemäß ihrer ganz andern seelischen Verfassung sich einfach nicht so automatisch „verkapseln" können wie wir hier im Felde. Und wenn die „Unterdrückung der Gefühle nicht Roheit" ist, die Hervorzerrung derselben für unser deutsches Volk ist einfach Roheit.

Das ist hart gesprochen. Aber es muß sein. Denn es kommt noch dazu, daß unsere Verwundeten mit diesen „künstlerischen" Erzeugnissen auf Unterhaltungsabenden usw. geradezu überfüttert und gequält werden. Wer längere Zeit wieder in Deutschland ist, der bekommt durch die persönlichen Beziehungen, veränderten Verhältnisse usw. bald wieder ein gut Teil seiner bürgerlichen, heimatlichen Seele zurück. Und die „Verkapselung" gelingt ihm auch bald je länger, desto weniger, weil Umwelt und Anlaß dazu fehlen.

Und so wird man trotz der guten Absichten mit diesen Vorträgen von Kriegs-Novellen, -Gedichten usw. statt abgelenkt, erheitert oder erbaut, abgestoßen und gequält. Gar mancher, der so ein blutrünstiges schauriges Kriegsgedicht vorgesetzt bekommt, fragt sich erstaunt: „Was, das sollst du mitgemacht haben?" Und die Phantasie des Dichters lockt und zieht dein Auge auf Einzelheiten grausigster Art, die vielleicht da waren, die du aber überhaupt nicht „erlebt", nicht gesehen hast. Warst du „vom Blutrausch ergriffen", voll „wütender Wollust", hast du „Blutfontänen in die Lüfte spritzen" sehen? Nein! Nein! das sind Hirngespinste von Literaten, hinter Schreibtischen in überheizter Stube ausgeheckt. Bleibt uns damit vom Leibe! Verschont um Gottes und der Barmherzigkeit willen unsre Lieben daheim mit diesem Unsinn, mit so ruchlosem Frevel!

Was man im Gefecht wirklich erlebt und gefühlt hat, darüber vermögen die Wenigsten etwas zu sagen. Die äußeren Tatsachen und Ereignisse kann man erzählen. Aber ein keuscher Schleier liegt über den tiefsten Vorgängen der seltenen Stunden, da sich unsre Seele in geflügeltem Rausch ins Ueberbewußtsein erhob.

Ihr elenden Schreiberseelen, zerreißt ihn nicht!

Harro Harder

Verschiedenes

D. Alfred Seeberg. Von Reinhold Seeberg. Leipzig, A. Deichert 1916. 110 S. 2,40, gebunden 3 Mk.

Die Aeußerung Reinhold Seebergs, daß sein verstorbener Bruder Alfred Seeberg mit der Zeit theologisch immer liberaler und kirchlich immer konservativer geworden sei, hat ziemliches Aufsehen erregt. Und doch entspricht dieses Urteil der Wirklichkeit. Das zeigt sich auch in den kurzen theologischen Ausführungen des Verstorbenen im zweiten Teil des Buches. Der kleine Aufsatz über das Abendmahl, den er angesichts des nahenden Todes verfaßte, ist besonders instruktiv betreffs der Eigenart und scharfsinnigen Argumentierung des Verfassers, die mitunter an Wellhausen erinnert. Er verwirft den von alters her überkommenen Wortlaut der Einsetzungsworte, und dennoch erweist er Christus als das wahre Brot des Lebens. Trotz der „konservativen" Resultate seines Forschens geht es aber nicht an, ihn unter die Apologeten zu rechnen: seine Ergebnisse sind nie Absicht und Tendenz, sondern Frucht logischen Denkens und zugleich seelischen Suchens. Denn mag er bei seiner Arbeit als Forscher noch so nüchtern und objektiv erscheinen, hinter den Buchstaben steht doch der lebendige Wille nach christlicher Lebenswahrheit. Daß er auf altersgraue Dogmen keine Rücksicht nahm, zeigt sich auch in seiner „Heilslehre", die Professor Mandel in dem vorliegenden Buch ausführlicher dargestellt hat. Alfred Seeberg selbst versprach sich sehr viel von seiner Auffassung. So schrieb er mir einmal voller Freude: „Ueber die Erlösungslehre habe ich . . . einen Vortrag gehalten und dabei mehr Verständnis als in Theologenkreisen gefunden. In einigen Worten läßt es sich wirklich nicht sagen, aber dennoch möchte ich es versuchen: Christus ist laut unanfechtbarem, historischem Zeugnis der Mensch gewesen, der in der Kraft Gottes (resp. in der Verbindung mit Gott) stärker war als die Macht des Verderbens. Wer aus Christus die Kraft Gottes empfängt (Glaube, bezw. heiligen Geist), ist auch an seinem Teil stärker als die Macht des Verderbens. Daß das nicht leere Worte sind, beweisen alle Christen, die in aller Schwachheit stärker waren als Not und Tod. Was ist die Bedeutung der Auferstehung oder Verherrlichung? In ihr veranschaulichen wir uns die Kraft Christi über das Verderben."

Das vorliegende Buch, das mehr als eine bloße Biographie sein will, wird vor allem denen gute Dienste leisten, die sich nicht mit etwas „Fertigem" zufrieden geben, sondern für Fingerzeige dankbar sind, die sie hinweisen auf neue Wege, daß sie selbst die Wahrheit und das Leben suchen. Alexander Beyer

Charakter- und Zeitbilder aus dem religiösen Leben von Vergangenheit und Gegenwart. Von Professor Otto Gros. Gießen, Emil Roth. 141 S. Gebunden 2 Mk.

In anschaulicher Darstellung, vielfach durch Anekdoten illustriert, ziehen Bilder von großen Christen und christlichen Großen — übrigens ist ein Abschnitt auch dem Mohammed gewidmet — an uns vorüber, abwechselnd mit Darstellungen bedeutender allgemeiner Zeitbewegungen und -strömungen wie der Christenverfolgungen, des Mönchtums, der Kreuzzüge, des dreißigjährigen Krieges, der hugenottischen Bewegung, der Heidenmission. Kulturgeschichtliche Skizzen, wie die über Gotteshaus und Gottesdienst in der alten Kirche und über das Kloster Lorsch, vervollständigen den kirchengeschichtlichen Spaziergang. Die Arbeit, deren Wert in der starken und zeitgemäßen Hervorhebung der Bedeutung der Persönlichkeit für geschichtliche Entwicklungen beruht, dürfte sich als Privatergänzung des Religionsunterrichts der Mittel- und Oberklassen höherer Lehranstalten gut eignen, etwa auch als Unterlage für Vorträge, die, von Schülern selbst gehalten, das Interesse für den Gegenstand stets besonders beleben. Theodor Krueger

Ergebnisse einer Untersuchung über die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft. 1. Teil: Die Einwirkung der wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse auf das Frauenleben. Von Gertrud Dyhrenfurt mit Beiträgen von Freiin Elly zu Putlitz, Dr. Rosa Kempf und Elisabeth Boehm-Lamgarben (Schriften des ständigen Ausschusses zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen Heft 7). Jena, Fischer. 161 S. 2 Mk.

Dies Buch gehört in jedes Landpfarr- und Gutshaus. Es verwertet die Ergebnisse von 4000 Fragebogen, und zwar in vorbildlicher Weise. Wir bekommen ein klares Bild von den Verhältnissen der verschiedenen ländlichen Berufsgruppen: der kontraktlich gebundenen Arbeiterin, der freien Tagelöhnerin, der Magd auf Guts- und Bauernhof, der Wanderarbeiterin und der Frau und Tochter des bäuerlichen Besitzers. Wir sehen deutlich die Ursachen der Landflucht: daß die Arbeiterin nicht sozial aufsteigen kann, daß die Bäuerin so hart arbeiten muß und ihre Tochter sich darum aus ihrem Stande heraussehnt, daß das Land so wenig Anregungen bietet. Aber wir erfahren auch, welcher Segen auf sozialer Arbeit ruht. „Mit der größeren oder geringeren sozialen Tätigkeit der Geistlichen und Lehrer steht und fällt der Fortschritt in der geistigen und sittlichen Haltung der Frau auf dem Lande." Darauf beruht die Hoffnung, daß es sich hier um Notstände handelt, denen abgeholfen werden kann. Die hierfür gemachten Vorschläge bilden mindestens eine geeignete Grundlage für die Debatte, die nicht mehr aufhören sollte, bis sie zu greifbaren Ergebnissen gekommen ist. Das Buch ist wie wenig andere ein Ruf in die soziale Arbeit auf einem der wichtigsten Gebiete des Volkslebens. Ewald Stier

Pflicht und Recht der Inneren Mission. Vortrag zur Jahresfeier des Landesvereins für Innere Mission in Bayern. Von Hermann von Bezzel. München, Paul Müller. 25 S. 50 Pfg.

In dem Vortrag findet sich manches feine und tiefe Wort. Ueberraschend aber ist, wie wenig die Zeitlage berücksichtigt wird. Die Innere Mission wird rein an sich betrachtet, staatliche und humane Arbeit wird kühl übersehen. Die Innere Mission „glaubt nichts sich zu vergeben, wenn sie mit anderweitigen Bestrebungen eine Wegstrecke weit geht . . aber in dieser edlen Weitschaft ist ihre Grenze . . Die Vielgeschäftigkeit ist ihr noch nicht Tat und die Erfindsamkeit ist noch nicht Liebe." Innere Mission ist „Verneuung der Kirche". Es ist alles vom Kirchenbegriff des konfessionellen Luthertums aus gesehen. Der Vortrag enthält zugleich viel Material für die bayrische Geschichte der Inneren Mission. E St

Kleine Mitteilungen. Guter Wille hat ein englisches Gebet aus der Liturgie eines vom Erzbischof von Canterbury geleiteten Gottesdienstes weithin an die deutschen Pfarrer versandt. Dies Vorgehn war ungeschickt und mußte seinen Zweck verfehlen. Aus vielen Gründen: wir haben uns in Nr. 15 Sp. 297 auch dagegen gewandt. Aber die Art, wie nun der Widerspruch erhoben wird, schießt doch vielfach weit über das Ziel hinaus. So schlecht, wie das Gebet gemacht wird, ist es nicht, und so wertlos, wie sie gescholten wird, ist seine Kenntnis für uns nicht. Insbesondre möchten wir protestieren gegen die Forderung, es müsse die englische Geistlichkeit erst die Beschimpfungen rückgängig machen, die Deutsche von Engländern erlitten haben; solange das nicht geschehen sei, sei eine Gebets- und Arbeits-

gemeinschaft mit den englischen Kirchenmännern unmöglich. Preßt man das Wort „Gemeinschaft", so mag das ja richtig sein. Aber im übrigen sollten sich christliche Pfarrer und Artikelschreiber nicht der Belehrung durch die sozialdemokratische Presse aussetzen, daß Jesus Christus gegenüber den Feinden doch ganz andere Möglichkeiten kannte, und daß auch bei uns Aehnliches vorgekommen ist, wie wir es den Briten schuldgeben. R

Man schreibt uns: Für die **Heimatglocken** (vergl. Anzeige in Nr. 12) sei ein empfehlendes Wort erlaubt. Die Blätter haben sich in den letzten Jahren außerordentlich gut in ganz Thüringen eingeführt (40 000) und bilden jetzt auch im Krieg ein wertvolles Bindeglied zwischen dem Pfarrer und seinen Gemeindegliedern in den Fronten. Die bewährte Praxis ist, daß die ersten drei Seiten für alle Bezieher denselben Inhalt haben, während die vierte Seite jedem Pfarrer für seine Gemeindezwecke zur Verfügung steht. Manuskripte an den Weberschen Verlag in Apolda bis spätestens 25. jeden Monats für den folgenden Monat. Die ersten drei Seiten redigiert Archidiakonus Neumärker-Apolda, der auch gern Beiträge dafür entgegennimmt. Der Webersche Verlag hat zweifellos das Verdienst, die Heimatglockensache über Thüringens Grenzen hinaus zu verbreiten; billiger Preis: 1 Blatt fürs Jahr 36 Pfg., es müssen für den Monat mindestens 200 Blätter bestellt werden. Pfarrer mit kleinen Gemeinden fassen am besten ihr Kirchspiel zusammen. Die Mainummer wird auch eine künstlerisch gediegene Ausstattung bringen. Der Hauptkopf mit der Wartburg und Abteilungsköpfe sind von einem Kunstgewerbler in Weimar entworfen. Wer nicht bloß von seiner Kanzel zu seinen Gemeinden sprechen will, der befreunde sich mit „Heimatglocken" für sie. — Wir bringen diese Mitteilungen zum Abdruck, obwohl es fast ein Unrecht ist gegenüber Gott Lob so vielen und Gott Lob auch bewährten ähnlichen Unternehmungen. Vgl. Nr. 12 Sp. 226.

Auch werden wir um folgende Mitteilung gebeten: Unter früheren Lesern und Freunden des **Christlichen Kunstblatts,** das im Volkskunst-Verlag zu Stuttgart erscheint (8 Mk. jährlich, für die Mitglieder des deutschen Volkskunst-Bundes 6 Mk.), ist die irrige Meinung verbreitet, der seit 1904 an der Spitze des Blattes stehende Pfarrer D. David Koch habe sich von der Leitung zurückgezogen. Tatsache ist, daß er nur ¼ Jahr lang anfangs 1915 von der Herausgabe zurückgetreten war, dann aber im Interesse des Blattes sowie der darin vertretenen Reformbewegung für echte Kunst in Kirche, Schule und Haus die Leitung wieder übernommen und trotz mancher Kriegsschwierigkeit sie bisher erfolgreich durchgeführt hat. Das Organ hat gerade jetzt im Krieg und für die Zeit unmittelbar nach demselben eine wichtige Aufgabe zu erfüllen und verdient die Beachtung aller Freunde echter Kunst und gesunder deutscher Kultur.

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Dienstag 16. Mai 8 Uhr im Auguste-Schmidt-Haus, Dresdener Straße 7 (Roter Saal): Befriedigen die protestantischen Gottesdienste die kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart? Stiftssuperintendent Professor Bithorn-Merseburg.

Volkskirchlich-soziale Vereinigung Sachsen-Anhalt

Gesamttagung 5. Mai **Magdeburg,** Stadtmissionshaus 3½ Uhr Pfr. Lic. Geibel: Kirche und Siedlungsreform. 8 Uhr Pfr. Pauli: Die Geburtsstunde der Zukunft; Pfr. D. Stock: Die Gemeinde der Zukunft.

Sächsische Kirchliche Konferenz

Frühjahrsversammlung Mittwoch, den 3. Mai 1916 11 Uhr im Kaufmännischen Vereinshause zu Chemnitz.

Herr **Prof. Dr. Haas** in Leipzig spricht über **das Bild Muhammeds im Wandel der Zeiten** und Herr **Prof. Dr. Weber,** Direktor der städtischen Nervenheilanstalt in Chemnitz, über **Sektenbildung und religiöse Wahnideen.**

Zu zahlreicher Beteiligung ladet ein

Der Vorstand
Sup. Müller, Vors.

Gebildetes Fräulein, erfahren in Büroarbeit, stenographiekundig und vertraut mit Schreibmaschine als

Sekretärin

zum 1. Mai gesucht. Ferner tüchtige und erfahrene

Köchin und **Wirtschafterin.**

In beiden Fällen Kriegswitwe nicht ausgeschlossen. Angebote mit Lebenslauf, beglaubigten Zeugnis**abschriften,** Bild und Gehaltsansprüchen sogleich erbeten an

Wolker Waisenheim
Wolf a. d. Mosel b. Traben-Trarbach

Ins Feld schicken!

Zwei Schicksalsfragen:

1. Vom Schicksal der Werte
2. Vom Werte des Schicksals

von

Paul Jaeger
Stadtpfarrer in Freiburg i. B.

81 Seiten 1 Mk.

Ueber den 1. Vortrag, der im September 1915 erschien und schnell vergriffen war, schreibt „Die Hilfe" in Nr. 9:

Ich wüßte kaum eine Schrift, die geeigneter wäre, sie den suchenden Gebildeten ins Feld zu schicken, weil hier der Gegensatz der brutalen „Wirklichkeit" zur Welt der geistigen und sittlichen Werte mit ungewöhnlicher Feinheit erörtert und — überwunden wird.

Der 2. Vortrag (Chr. W. 1915 Nr. 51, 52) ist aus demselben Sinn und Geist entstanden. Beide Vorträge sind in eine Broschüre vereinigt, soeben neu erschienen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Einsendung von 1.10 Mk. (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Im Verlag **Gräfe & Unzer,** Königsberg i. Pr., Paradeplatz, erschien soeben:

„Was wir in der Russennot 1914-15 erlebten."

Zweiter Band. 22 **neue** Berichte ostpreußischer Pfarrer mit 9 Kunstbildern, gesammelt und herausgegeben von **Lic. theol. Nietzki,** Dompfarrer. Ein starker Band **kartoniert 3 Mk.**

(Berichte aus Allenburg, Domnau, Gerdauen, Goldap, Gumbinnen, Lötzen, Lyck, Memel, Nordenburg, Pillkallen u. a. Zehn Monate in russischer Gefangenschaft. Von Pfarrer B.)

Der Ertrag dient der inneren Ausstattung der verwüsteten Kirchen.

Deutsche Worte — Deutsche Lieder

::::: Wie deutsche „Barbaren"-Art ward und in den Völkerkrieg trat :::::
Nichts Neues, aber als reiche geistige Anregungen bietender Lesestoff zu Liebesgaben unsern Soldaten stets besonders willkommen. Sammelhefte 25 Pfg., 20 St. 4,30, 100 St. 19 Mk. postfrei gegen Kassa oder Nachnahme
Druckerei Bauer in Marburg Postscheckkonto 7929 Frankfurt (Main)

Probenummern

der Christlichen Welt versendet jederzeit umentgeltlich der Verlag.

Reisekörbe

Soldaten- und Waschkörbe, sowie Obst-, Kartoffel-, Futter- und Spreukörbe liefert billigst
Peter Wiesner
Groß-Umstadt

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.
Versicherungsbestand 440 095 323 M. Vermögensbestand 179 633 465 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** **Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von ½% der Prämie trägt die Vereinskasse.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.